

MATTHES
& SEITZ
& BERLIN
PAPER.
BACK

Georgi Demidow

FONE KWAS
oder DER IDIOT

Herausgegeben und übersetzt
von Irina Rastorgueva
und Thomas Martin

Matthes & Seitz Berlin

Fone Kwas *oder* Der Idiot

Eine Geschichte aus dem Großen Terror

*Sie wurden in den Neunzigern geboren,
und verschwanden in einem –
im siebenunddreißiger Jahr.*

Pawel Antokolski

Die Märznacht in der großen südlichen Stadt war, wie sie im Vorfrühling sein sollte. Durcheinander klirrten und prasselten Tropfen von den Fensterbrettern und Dächern. Hart und heftig wehte der warme, feuchte Wind und trug aus dem nicht weit entfernten Park den Duft von geschwollenen Knospen und nassen Ästen heran.

Der Mann mit dem Bündel in der Hand, der in Begleitung zweier finster blickender Männer auf das wartende Auto zusteuerte, bekam von alldem nichts mit. Er ging ungleichmäßig und nervös, geriet mit seinen Stiefeln in die tiefen Pfützen unter seinen Sohlen und stolperte über schmelzende Schneehügel. Als er in den schäbigen Emka¹ kletterte, bemerkte er nicht einmal, dass er sich den Kopf an der Oberkante der Kabine stieß und seine Schirmmütze in einen schlammigen Bach am Straßenrand fiel. Die Mütze wurde von einem der Wachmänner aufgehoben, der die Wagentür vor seinem Schützling öffnete

und ihn einsteigen ließ. Der andere setzte sich neben den Fahrer, und der Wagen fuhr los, das Schmelzwasser verspritzend.

Von allen Fenstern des großen Wohnblocks, die hinter ihnen zurückfielen, waren nur die zwei im dritten Stock beleuchtet. Der Mann lehnte sich an das trübe Fensterchen hinter dem Sitz und starrte so konzentriert in die weglaufenden hellen Rechtecke, als ob er versuchte, etwas in ihnen zu sehen.

– Sitzen Sie grade! – sagte sein Nachbar in befehlendem Ton.

* * *

Der vom Anruf im Vorzimmer geweckte Rafail Lwowitsch begann eben ein Gespräch mit dem diensthabenden Dispatcher des Hauptstromverteilzentrums. Der Dispatcher bat um dringende Anweisungen im Zusammenhang mit dem Unfall. Kaum hatte Rafail Lwowitsch seine Erklärung beendet, läutete es erneut, diesmal über der Tür. Im Gegensatz zum Telefon war derartiges Klingeln in der Wohnung der Belokrinitskijs sehr selten.

– Wer ist da? – antwortete der Hausherr beinahe automatisch und vergaß, den Hörer beiseitezulegen.

– Dispatcher Tschischow, antwortete der Hörer überrascht, und die Stimme der Haumeisterin tönte hinter der Tür:

– Machen Sie auf, Rafail Lwowitsch, da ist was für Sie!

Belokrinitskij öffnete beunruhigt die Tür. Davor standen neben der Hausmeisterin zwei Fremde in Zivil.

– Sind Sie Belokrinskij? Zeigen Sie Ihren Pass! – Die ungebetenen Gäste waren bereits im Vorzimmer und schlossen die Tür hinter sich, während Tante Dascha mit einem erschrockenen und mitleidigen Ausdruck auf ihrem gutmütigen Gesicht auf dem Treppenabsatz zurückblieb.

Einer der Eintretenden öffnete eine große, abgenutzte Aktentasche, und Rafail Lwowitsch wandte seinen Blick verwirrt von der Aktentasche zu den Knopflöchern der Militäruniform, die unter dem zivilen Mantel des unerwarteten Besuchers hervorlugte. Er hatte schon erkannt, dass es sich um diejenigen handelte, deren nächtliche Arbeit sich am Morgen durch leere Arbeitsplätze, verschlossene Büros und das verängstigte Flüstern von Kollegen offenbarte, die sich mit äußerster Vorsicht »Abgeholt ...« ins Ohr flüsterten.

Er hatte jedoch Angst, diese Erkenntnis zuzugeben, sogar vor sich selbst. Der vergessene Hörer zischte, vom anderen Ende der Leitung rief es verwirrt: »Hallo, hallo! Genosse Cheffingenieur!«

– Beenden Sie Ihr Gespräch, sagte der Mann mit der Aktentasche. – Beeilen Sie sich einfach und reden Sie nicht!

Er hielt den Hörer an Rafail Lwowitschs Ohr und ließ ihn nicht aus der Hand. Der ungebetene Gast schien keinen Zweifel an seinem Recht zu haben, zu tun, was er tun wollte. Übrigens hatte auch der Hausherr daran keine Zweifel. Kaum dass er in den Hörer quetschen konnte:

– Lassen wir dieses Gespräch ... bis morgen ...

– Was ist passiert, Genosse ...? – Die Membrane klickte trocken und verstummte.

Der Mann in der NKWD²-Uniform unter dem zivilen

Mantel zog den Stecker des Telefonkabels aus der Dose und legte den Hörer in die Gabel.

– Lesen Sie! – Er hielt Belokrinitskij ein kleines Formular hin: »Haftbefehl« ...

Rafail Lwowitsch las mit dumpfem Fleiß die grauen, mit der Schreibmaschine getippten Zeilen auf einem grauen Blatt Papier. Darunter standen sein Name, Vorname und Vatersname in violetter Tinte geschrieben. Unten, nach dem dicker gedruckten »Staatsanwalt«, ein unscheinbares Schnörkelchen. Es war jedoch schwer zu entziffern. Einige Artikel aus dem Gesetzbuch, die mit unverständlichen Buchstaben und Zahlen versehen waren, sprangen ihm vor Augen, schwammen irgendwohin, wechselten den Platz und verhedderten sich in unverständlicher Zierschrift. Wieder und wieder versuchte er, einen sinnvollen Satz daraus zu machen. Der nächtliche Besucher übergab Belokrinitskij ein weiteres Formular – einen Durchsuchungsbefehl. Auch auf diesem Papier hüpfen Wörter, Zahlen und Buchstaben herum, und auch der dicke Staatsanwalt tanzte mit seinem Schnörkelchen.

– Sie sind verhaftet, hörte Rafail Lwowitsch die Stimme des NKWD-Mannes. Die Stimme klang jedoch gedämpft, als käme sie durch eine dicke Schicht aus Filz oder Watte. – Besitzen Sie eine Waffe?

Die Watte verhinderte nicht nur das Hören. Unter den Schädel gestopft, verhinderte sie das Verstehen selbst der einfachsten Fragen, als ob sie in einer fremden Sprache gestellt würden.

– Ich frage: Haben Sie irgendwelche Waffen? – Der NKWDler schrie bereits.

– Welche Waffen? Wonach fragen Sie? – In der Haube, mit hochgekämmtem Haar, erschien Lena in der Schlafzimmertür, die Papiere ihres Mannes in der Hand. – Hier, nehmen Sie ..., sie sah den Flegel mit verächtlicher Verwunderung an, wie jemanden, der in einer Apotheke nach einer Balalaika fragt.

– Wir werden die Wohnung durchsuchen ... – stieß der hervor und nahm die Dokumente an sich, – und Sie –, wandte er sich an Belokrinskij, – ziehen sich an, Sie kommen mit uns!

Rafail Lwowitsch hatte das Gefühl, dass auch seine Beine zu Watte geworden waren, und sank kraftlos auf einen Stuhl.

– Beruhige dich, Rafail, sagte Lena, trat dicht an ihren Mann, drückte seinen Kopf mit einer Hand an sich und strich ihm mit der anderen wie einem kleinen Kind übers Haar. – Du bist doch an nichts schuldig, stimmt's? Dann haben wir nichts zu befürchten ...

Es war der einfachste und ganz natürliche Gedanke. Aber aus irgendeinem Grund kam er dem Festgenommenen selbst nicht in den Sinn. Es dauerte länger als eine Sekunde, bis der Gedanke die Watte, die sein Gehirn umhüllte, durchbrach. Tatsächlich sollte eine Verhaftung ja für diejenigen furchtbar sein, die irgendeine Art von Schuld auf sich geladen hatten. Aber Ingenieur Belokrinskij hatte nichts getan, das Grund für eine berechtigte Verhaftung hätte geben können. Lena hatte also recht – alles, was jetzt geschieht, ist das Ergebnis eines Fehlers, eines klaren Missverständnisses ...

– Natürlich ist das ein Missverständnis, Rafa, – hörte

er die tröstende, beruhigende Stimme seiner Frau. – Alles wird sich sehr bald aufklären, und du wirst freigelassen. Das NKWD irrt sich nie, das weißt du ...

Wie immer gingen von Lena Ruhe und Zurückhaltung aus. Sie lagen in der Wärme, im Duft ihres kräftigen Körpers, dem Klang ihrer tiefen Stimme, dem festen Blick ihrer grauen Augen. Nur ihre Hände, klein, aber stark, schienen ungewöhnlich kalt zu sein.

Ja, ja ... Er hatte oft von der erstaunlichen Unfehlbarkeit der Handlungen des NKWD-Apparats gehört. Nicht nur auf Kundgebungen sprachen viele mit echter Begeisterung darüber.

Ohnmacht und Dumpfheit des mit Watte gefüllten Beutels verflogen. Die Fähigkeit, sich zu beherrschen und logisch zu denken, kehrte allmählich zurück. Lena hatte es immer geschafft, ihren Mann aufzumuntern und ihm Hoffnung zu geben, selbst in schwierigen Momenten, in denen er sich verloren fühlte und der Verzweiflung nahe war. Rafail Lwowitsch bewunderte die Fähigkeit seiner Frau, noch in den schwierigsten Situationen einen klaren Kopf zu bewahren, und beneidete sie ein wenig in jener Art von Neid, mit der man sich über die Vorzüge eines anderen Menschen freut und bedauert, dass man selbst nicht über diese Vorzüge verfügt. Belokrinitskij liebte nicht nur seine Frau, er war auch stolz auf sie.

Ihr Verhalten ihm gegenüber war sehr mütterlich, obwohl sie gleich alt waren. Und das nicht nur, weil eine Frau immer älter ist als ein gleichaltriger Mann. Die Belokrinitskijs hatten keine Kinder, und so ging der unverbrauchte Vorrat an mütterlichen Gefühlen an Rafail. Das

lag auch daran, dass Lena in ihrer Willenskraft sehr viel stärker war als ihr Mann.

Auf rein weibliche Weise hatte sie seinen Intellekt und sein wirklich bemerkenswertes Talent als Ingenieur in den Rang der Genialität erhoben und kümmerte sich um ihren Rafa wie um ein großes Kind, sie nahm ihm alles ab, was seinen Fähigkeiten ihrer Meinung nach nicht würdig war.

Sie ergänzten sich auf eine seltene und glückliche Weise und idealisierten sich gegenseitig ein wenig. Deshalb war die Beziehung zwischen Mann und Frau auch nach drei Jahren Ehe noch so frisch wie am Anfang. Die Zeit hatte diese Beziehung nur ruhiger, aber noch beständiger gemacht.

Nun war die Not zu ihnen gekommen. Fremde, unfreundliche Menschen kommandierten im Haus. Und wie so oft in solchen Fällen waren Berührung, Blick und die kurzen Worte liebender Menschen mit dem ausgefüllt, wofür normalerweise nicht einmal Stunden ausgereicht hätten, es auszudrücken. Aber ebenso oft kommt es in solchen Fällen vor, dass zwei Menschen einen unbewussten Egoismus gegenüber Dritten an den Tag legen und sogar ihre Existenz vergessen. Das Ehepaar Belokrinskij war nun einem solchen Egoismus verfallen.

Die Mutter von Rafail Lwowitsch schob sich aus ihrem Zimmer und blickte, zitternd vor Altersschwäche und Aufregung, ängstlich zu den NKWDlern, die das Arbeitszimmer ihres Sohnes besetzt hatten, dann zu ihm, der sich an seine Frau schmiegte. In ihrem langen Leben hatte die alte Frau Pogrome und Durchsuchungen erlebt

und die Entfernung der Liebsten aus dem Haus. Sie verstand selbst jetzt, warum diese Fremden hierhergekommen waren.

Als Rafail Lwowitsch und Lena sie nach einigem Zögern schuldbewusst auf einen Stuhl setzten, schaute die Mutter ihren Sohn mit einem flehenden Blick an, als ob es von ihm abhinge, ob er bleiben oder gehen sollte. Und sie strich ihm mit ihrer welken Hand immer wieder über den Ärmel oberhalb des Ellenbogens. »Mein Söhnchen! Wo bringen sie dich hin, warum? Söhnchen ...«

– Anziehen, hab ich gesagt!

Das wurde vom ranghöheren NKWD-Mann hinter Rafail Lwowitschs Schreibtisch gerufen. Er zog eine Schublade nach der anderen heraus und wühlte hastig darin herum, wie in einer Kommode, in der man in der Eile ein frisches Hemd sucht. Sein Assistent, der am Bücherregal stand, nahm ein Buch nach dem anderen aus dem Regal, schüttelte es auf und warf es auf den Boden. Es sah eher nach einem Pogrom aus als nach einer Durchsuchung, die offensichtlich ohne die Hoffnung durchgeführt wurde, etwas von wirklichem Wert zu finden. Einige Dinge wurden jedoch von den Durchsuchern beiseitegelegt. Es gab viele Bücher und Papiere, und das Durchschütteln war noch im Gang, als Rafail Lwowitsch, nachdem er seinen Bademantel gegen die übliche Kleidung getauscht hatte, sich wieder neben den Stuhl seiner Mutter stellte. Wieder schaute sie ihn mit flehenden Augen an und strich ihm mit ruckartigen Bewegungen ihrer zitternden Hand über den Ärmel.

Das Häuflein der beiseitegelegten Papiere wuchs wei-

ter. Es enthielt alte Briefe, darunter die sorgfältig aufbewahrten Briefe von Lena, als sie noch nicht Rafail Lwowitschs Frau war, seine Notizbücher, Notizblöcke. Auf demselben Häuflein landete auch das Ingenieursdiplom von Belokrinskij.

Die Fülle der Papiere ärgerte den leitenden NKWD-Mann sichtlich. Nur einmal schien sein grimmiges Gesicht sich zu erhellen. Unter der Platte des Schreibtischs zog er ein kleines Stück Pappe hervor, das offensichtlich von seinem Besitzer dort versteckt worden war. Rafail Lwowitsch erinnerte sich, was es war, und ihm wurde kalt. Die erste Verblüffung war bereits verflogen, Belokrinskij bemerkte nun sogar die Details des Verhaltens derer, die gewohnheitsmäßig in den Sachen anderer Leute herumstöbern. Hier zum Beispiel, als sein Chef es nicht sieht, wirft der zweite NKWD-Mann die Bücher auf den Boden, ohne sie überhaupt zu schütteln. Und dieser, trotz der offensichtlichen Eile, betrachtet grinsend das gefundene Foto, den einzigen Gegenstand im Haus, den Rafail Lwowitsch vor seiner Frau und Mutter geheim gehalten hatte. Es war das Werbefoto eines Berliner Café-Chantant aus den Zwanzigerjahren, damals aus Deutschland mitgebracht und Belokrinskij von einem Freund geschenkt. Die Fotografie zeigte die Damenblaskapelle eines fröhlichen Nachtclubs. Auf einer niedrigen Bühne saß eine Gruppe von stämmigen, völlig nackten deutschen Frauen mit glänzenden Instrumenten. Was, wenn der Suchende eine Frage zu dem brisanten Foto stellt oder die Karte umdreht? Lena aber war nicht im Zimmer, sie machte ihrem Mann Brote in der Küche,

nur die Mutter war geblieben. Es würde nicht einfacher, wenn der Beamte das Bild auf den Boden werfen oder es auf dem Tisch liegen lassen ...

Doch der, wieder grinsend, schob das Fundstück unter die ausgewählten Papiere. Das Foto wollte er wahrscheinlich nur für sich behalten. Rafail Lwowitsch unterdrückte einen Seufzer der Erleichterung.

Endlich war mit Tisch und Schränken Schluss. Der NKWDler schlug die Laken vom Bett im Schlafzimmer zurück, sah in das Zimmer der alten Frau, wühlte aber nirgendwo sonst herum. Dann warf er einen prüfenden Blick auf den Anzug von Belokrinitskij und befahl:

– Legen Sie alles, was Sie in Ihren Taschen haben, auf den Tisch!

Rafail Lwowitsch zog das Portemonnaie mit dem Taschengeld, einen Stift und ein Notizbuch heraus. Der NKWDler warf das Notizbuch auf denselben Stapel und gab das Geld zurück – es waren nur ein paar Rubel: »Dort abgeben!« Er befahl, die Uhr abzunehmen und sie zusammen mit dem Stift beiseitezulegen. »Wird dort nicht gebraucht!« Noch einmal starrte er den Festgenommenen streng an:

– Gibt es sonst nichts? Sie werden sowieso dort durchsucht!

Lena brachte ein kleines Bündel – aus irgendeinem Grund war es nicht erlaubt, einen Koffer mitzunehmen – und den alten Herbstmantel ihres Mannes. Der zweite NKWDler, der bereits alle Bücher im Haus auf den Boden geworfen hatte, knüllte das Bündel in seinen Händen und tastete die Taschen des Mantels ab:

– Weiter haben Sie nichts? Es wird Ihnen dort sowieso abgenommen! – warnte er.

In Mantel und Schirmmütze, mit dem Bündel in den Händen, stand Rafail Lwowitsch bereits im Vorzimmer. Der NKWD-Junior ging voran und legte die Hand auf die Klinke. Der Oberste stopfte die Papiere in seine abgegriffene Aktentasche und befahl: »Rausbringen!« Lena umarmte ihren Mann und blieb dabei äußerlich so ruhig, als würde sie ihn auf eine gewöhnliche Dienstreise verabschieden.

– Geh, Rafail, wir sehn uns bald wieder! – doch ihre Hände und Lippen waren noch kälter und schienen härter geworden.

Die Mutter kam mit kleinen, unsicheren Schritten heran, blickte aufmerksam, fast ohne zu blinzeln, in das Gesicht ihres Sohnes und legte dann plötzlich mit einer schnellen, klammernden Bewegung ihre Arme um seinen Hals. Ihr Kopf mit den spärlichen grauen Zotteln zitterte, ebenso wie ihr hagerer, fast schwereloser Körper.

– Ich komme wieder, Mama, bald wieder! – Aber die Mutter zitterte noch, und es war quälend schwer, den Kloß im Hals und die zitternden Lippen zurückzuhalten.

– Gehen Sie! – wiederholte der ranghöhere NKWDler in rauem, gebieterischem Ton.

Lena zerrte ihre Schwiegermutter weg, sie hing beinahe in ihren starken Armen. Der Junior öffnete die Haustür und schlug sie vom Treppenhaus aus zu, als sein Chef und der Festgenommene hinuntergingen. Das Geräusch der sich schließenden Tür war vermutlich das übliche. Aber Rafail Lwowitsch glaubte, darin das Geräusch einer

Axt zu hören, die das Leben der kleinen Familie Belokrinskij in das zerschnitt, was vor dieser Nacht gewesen war, und in eine unbestimmte Zukunft, die unerklärliche Angst einflößte. Die ruhige, mutige Frau war nicht mehr in seiner Nähe, und Verwirrung und Orientierungslosigkeit überwältigten ihn erneut.

* * *

Der Emka bog in eine Straße ein, die die Alteingesessenen der Stadt nach Vorvatersitte Dworjanskaja nannten. Die Straße war weder breit noch gerade, aber sie war sehr gemütlich. Die dicht gepflanzten Bäume auf beiden Seiten liefen oben mit ihren Kronen zusammen und bildeten eine Art grünen Tunnel. Die meisten der alten Herrenhäuser standen in der Tiefe kleiner Gärten, die durch Eisengitter von der Straße getrennt waren.

Bis Anfang der Dreißigerjahre hatte sich das Gebäude der Gendarmerieabteilung in der ehemaligen Dworjanskaja-Straße befunden. Vor der Revolution hatte es der russischen Autokratie mit seinen zwei Stockwerken komplizierter kaufmännischer Architektur und einem ebenso komplizierten Ecktürmchen treu gedient. Während des Bürgerkriegs beherbergte es die Außerordentliche Kommission und die Spionageabwehr, und am Fahnenmast des Turms blinkten entweder rote oder gestreifte Fahnen.

Als die rote Fahne sich schließlich durchgesetzt hatte, kehrte im Haus relative Ruhe ein. Die OGPU³, die die WeTscheKa abgelöst hatte, hatte genügend Platz von der

Gendarmerie geerbt. Doch schon zu Beginn des ersten Fünfjahrplans reichte dieser Platz eindeutig nicht mehr aus, trotz des kleinen Anbaus an das alte Gebäude und der extrem dichten Unterbringung des wachsenden Apparats von Strafbehörden.

Das Nest der GPUler aus dem ersten Jahrzehnt der Sowjetmacht wurde zusammen mit einer Reihe von gemütlichen Wohnhäusern abgerissen. Ein neues sechsstöckiges NKWD-Gebäude nahm einen ganzen Block ein. Im Inneren des umschlossenen Rechtecks befand sich ein großer Hof. Doch niemand hatte jemals einen Blick in diesen Hof werfen können. Ein Wachposten am Eisentor verwies jeden, der auch nur einen Moment vor dem geheimnisvollen Haus auf dem Bürgersteig zögerte, auf die gegenüberliegende Seite. Auf der Seite der Gasse, auf der das NKWD-Haus stand, durfte niemand gehen.

Trotz der dritten Nachtstunde erstrahlte der Palast der Regionaldirektion des Volkskommissariats für innere Angelegenheiten mit allen Fenstern. Ein Fremder in der Stadt hätte ihn für eine Fabrik halten können, die während der Nachtschicht auf Hochtouren läuft; aus der Nähe war ein solcher Irrtum jedoch ausgeschlossen. Und das nicht nur, weil ein Industriegebäude weder solch imposante Portale noch bronzene NKWD-Embleme an seinen massiven Türen noch Wachen mit Gewehren und aufgepflanzten Bajonetten haben konnte. Das Haus, das von innen hell erleuchtet war, schien vollkommen still zu sein. Es war eine Fabrik der ganz anderen Art.

Der Emka hupte kurz vor den fest verschlossenen Türen. Sie öffneten sich sofort, und der Wagen fuhr in den

beleuchteten kurzen Tunnel. Die beiden bewaffneten Wachmänner verlangten ebenso wie der Wachposten draußen keine Dokumente. Mit einem Blick in die Gesichter von Belokrinitskijs Begleitern öffneten sie die Tore zum Innenhof.

Die gegenüberliegende Mauer des Hofes erwies sich als unerwartet nah. Nachdem der Wagen gewendet hatte, hielt er vor dem Eingang. Die NKWDler stiegen aus, und der Älteste sagte plötzlich grob zu dem Verhafteten:

– Raus mit dir!

Rafail Lwowitsch zuckte zusammen. Dieser schroffe Typ hatte über eine Stunde lang befohlen, harsche Bemerkungen gemacht und kommandiert. Aber er hatte ihn immer noch mit »Sie« angesprochen. Jetzt kam er plötzlich auf das »du«. Das war schmerzhaft und beleidigend wie ein Peitschenschlag. Es war unmöglich, eine solche Behandlung durch einen zufälligen Versprecher oder durch irgendeinen Grund seitens des Häftlings zu erklären. Wahrscheinlicher ist, dass sie auf dieser Seite des Eisentors nach den hier geltenden Vorschriften erlaubt oder sogar vorgeschrieben ist. Belokrinitskij spürte, wie sein inneres Unbehagen in Erwartung von etwas noch Beleidigenderem und Feindseligerem sofort stärker wurde.

Der Hof war nicht so breit, wie es die äußere Form und Größe des Gebäudes vermuten ließen. Drei seiner Wände hatten Fenster, die genauso hell erleuchtet waren wie die Fenster zur Straße, und sie waren ebenso in sechs Reihen angeordnet. Doch die vierte Wand – gegenüber der Einfahrt – hatte nur fünf Stockwerke, die dazu noch niedri-

ger waren als die im übrigen Teil des Gebäudes. Im Licht der Fenster und hellen Laternen im Hof wurde deutlich, dass diese Mauer nicht wie die anderen aus Ziegeln gemauert, sondern aus Beton gegossen war. Ihre vertikale, graue Fläche war von oben bis unten vollkommen glatt, ohne den geringsten Vorsprung oder die geringste Ausbuchtung.

In jeder der fünf Reihen von Fenstern an der Betonwand waren nur ein oder zwei schwach beleuchtet. Sie waren klein, quadratisch und von dicken Gittern umgeben, genau wie die auf dem MOPR-Plakat⁴ »Vergesst uns nicht!« Die anderen Fenster waren nicht zu sehen; sie waren mit Eisenplatten abgedeckt. Diese Platten waren leicht schräg gegen jedes Fenster gestellt und an den Kanten gegen die Wand gebogen, so dass auch die seitlichen Lücken abgedeckt waren. Das Eisen war unlackiert und verrostet, und von den seltsamen Fensterläden liefen rostige Schlieren die Wand herunter. Dadurch sah es noch düsterer und einschüchternder aus. Belokrinskij konnte seinen erschrockenen Blick nicht von der finsternen Wand abwenden. Deshalb also ist der Hof so schmal! Er wird von einem riesigen fünfstöckigen Gefängnis begrenzt, von dessen Existenz die Bewohner der Stadt beim Anblick der pompösen Fassade der NKWD-Abteilung nicht einmal etwas ahnen.

– Nicht glotzen! – rief der ranghöhere NKWDler, und sein Assistent rannte vor und öffnete irgendeine Tür. Offenbar war es seine regelmäßige Aufgabe, Türen zu öffnen und zu schließen.

– Vorwärts marsch! – Es wurde deutlich, dass hier nicht mit den Gefangenen gesprochen wurde, sondern dass man sie nur kommandierte. Und zwar aufs Gröbste, im Brüllton, fast wie bei Tieren.

Rafail Lwowitsch trat durch irgendeine Tür und stieg einige Stufen hinauf. Eine weitere Tür, und er befand sich in einem schmalen und langen, schlecht beleuchteten Korridor.

– Stillgestanden! – Der Festgenommene war nicht im Militärdienst gewesen, aber es war nicht schwer zu erraten, dass der Ruf den Befehl zum Anhalten bedeutete.

Der Ältere, der Belokrinitskij verhaftet hatte, hielt seinem Assistenten seine Armbanduhr vors Gesicht und sagte etwas, während er gereizt auf das Zifferblatt tippte. Sofort rannte der andere irgendwo hin. Rafail Lwowitsch verstand nur, dass es um irgendeine »Operation« ging, zweifellos um die Verhaftung von noch jemand anderem.

Auf beiden Seiten des Korridors befanden sich schmale einflügelige Türen mit deutlich lesbaren Nummern in weißen Kreisen. Im ersten Moment dachte Rafail Lwowitsch, es sei ein Gefängnis. Aber sofort erinnerte er sich daran, dass Gefängnistüren, den Erzählungen und Bildern nach zu urteilen, Außenriegel mit großen Schlössern und Gucklöchern zur Überwachung der Gefangenen haben sollten. Hier war etwas anderes. Außerdem befand sich der Teil des Gebäudes mit den eisenbeschlagenen Fenstern senkrecht zu diesem, der zur äußeren Begrenzung des Gebäudes gehörte. Rafail Lwowitsch erinnerte sich, dass der vorgesetzte NKWDler bei der Ein-

fahrt in das Tor dem Chauffeur gesagt hatte: »Zum zweiten Untersuchungsbüro!« Also hinter diesen Türen, mit den weißen Nummernkreisen, finden die Verhöre statt. Aber wie viele solcher Türen gibt es, wenn sie sich in allen Stockwerken mindestens eines Flügels dieses riesigen Gebäudes befinden?

Belokrinskij hatte noch nie daran gedacht, dass Fenster, wenn sie von außen mit schwarzen Platten abgeschirmt sind, so stark von undurchsichtigen Blenden bedeckten toten Augen ähneln. Er hatte einmal einen durch Stromschlag getöteten Arbeiter gesehen, in dessen Augen seine Kameraden große Kupfermünzen gelegt hatten ...

– Hände zurück!

Rafail Lwowitsch verstand nicht sofort, was von ihm verlangt wurde, und sah sich fragend um.

– Hände zu-rü-hück! – wiederholte der NKWDler wütend mit raspelnder Stimme, wie zu einem durch seine Unfähigkeit gefährlich werdenden Narren. Von hinten ergriff er die Handgelenke des Gefangenen, presste sie grob zusammen, dass sie beinahe gegeneinanderschlugen. – Marsch, marsch! – Rafail Lwowitsch ahnte, dass »Marsch, marsch!« »schneller gehen!« bedeutete. Nach ein paar Schritten folgte ein weiterer Befehl: – Nach rechts!

Belokrinskij bog in einen schmalen Seitengang ein. Der Gang war sehr kurz – nicht mehr als ein Dutzend Schritte – und machte eine sanfte Kurve, wie ein Komma. Er führte zu einem Treppenabsatz. Es wäre eine gewöhnliche Treppe wie in jedem anderen modernen Haus gu-

Die Arbeit an der Übersetzung dieses Buches wurde
freundlicherweise von der S. Fischer Stiftung gefördert.

Matthes & Seitz Berlin · Paperback · 070

Erste Auflage dieser Ausgabe 2025

Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH

Großbeerenstr. 57A, 10965 Berlin, Deutschland

info@matthes-seitz-berlin.de

Copyright der Originalausgabe Фонд КВАС

© Valentina Demidova

Deutsche Erstausgabe: Copyright © 2023

Verlag Galiani Berlin

Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Das Foto auf S. 165 zeigt Georgi Demidow bei der
Arbeit am Manuskript, Kaluga, 1970er Jahre.

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die Nutzung
des Werkes für Text und Data Mining im Sinne
von § 44b UrhG.

Umschlaggestaltung: Pauline Altmann, Palingen

Coverillustration: © Lisa Neuhalfen

Lektorat: Wolfgang Hörner

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7518-4521-2

www.matthes-seitz-berlin.de